

"Marie oder Minna!"-oder wie aus der Dienstmagd die Dienstbotin wurde

Autor(en): **Siegenthaler, Silvia**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **76 (2001)**

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-324689>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Marie oder Minna!» – oder wie aus der Dienstmagd die Dienstbotin wurde

Silvia Siegenthaler

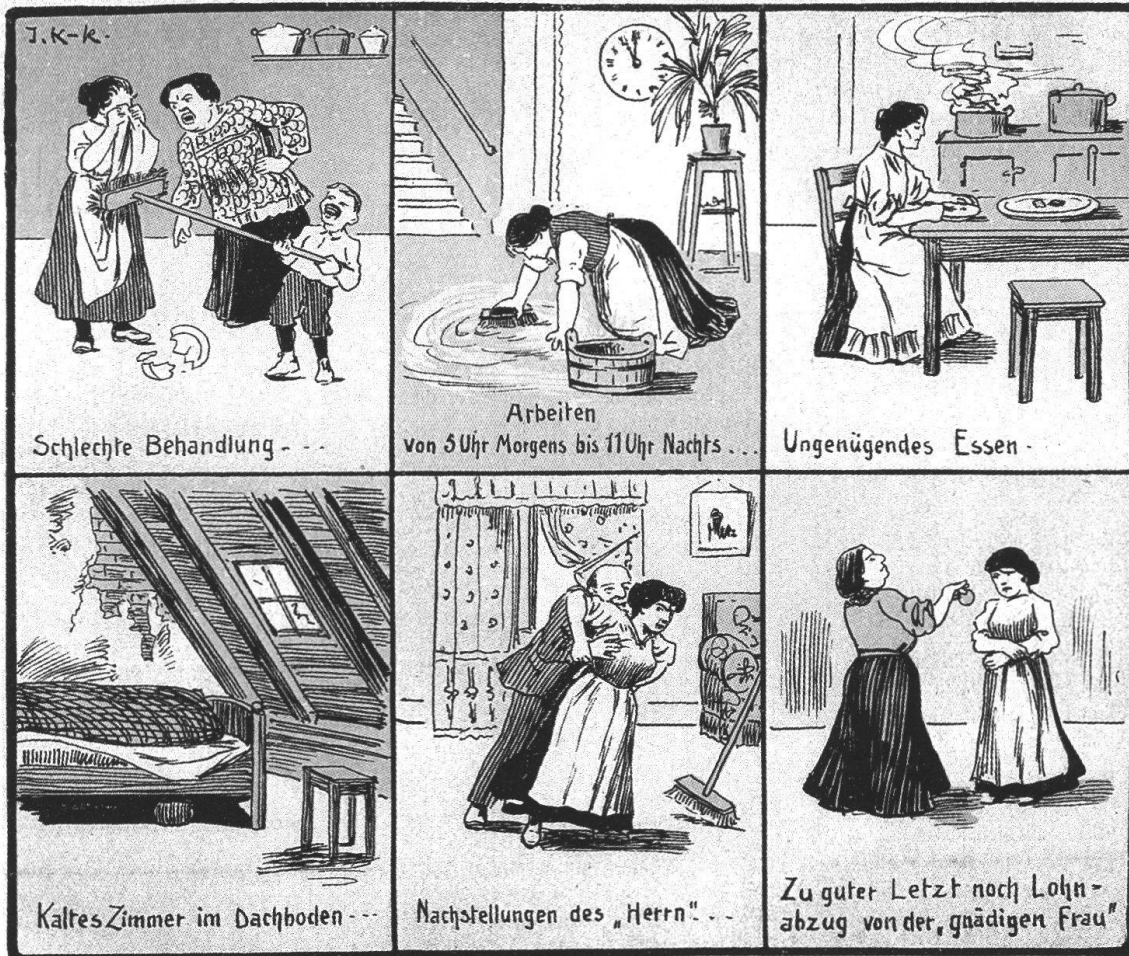
Nach dem Zusammenbruch des Ancien Régime bildete sich als Folge der gesellschaftlichen Umstrukturierung die bürgerliche Kleinfamilie heraus, die sich von einer Produktions- hin zu einer Konsumationsgemeinschaft entwickelte. Interessanterweise konnten sich «die traditionell männlichen Aufgabenbereiche zunehmend aus der Hauswirtschaft emanzipieren und zu anerkannt bürgerlichen Berufen werden, während frauliche Arbeit undifferenziert und diffus auf eine immer engere Häuslichkeit beschränkt wird».¹ Die Anstellung als Dienstbotin bildete für Frauen eine der wenigen Chancen auf dem Arbeitsmarkt. In grossbürgerlichen und mittelständischen Haushalten konnte der grosszügige, repräsentative Lebensstil einzig mit Dienstbotinnen und Dienstboten aufrecht erhalten werden.

Dass sich diese gesellschaftlichen Veränderungen erst nach und nach durchsetzen konnten, zeigt der vorgängige Aufsatz von Flavia Restaino über die Geschichte der Dienstmagd Josepha Kählin, die 1815 als Kindsmörderin auf dem Schafott endete.² Noch in dieser Zeit war die Gesellschaft mehrheitlich ländlich geprägt und die Institution des «ganzen Hauses» vorrangig. Mit dem «ganzen Haus» ist eine Lebensgemeinschaft angedeutet, in der sowohl im ländlichen wie im städtisch-gewerblichen Umfeld Familie und Angestellte in einem Haus zusammenlebten und wirtschafteten. Im Zusammenhang damit steht auch die gesetzliche Grundlage, welche die Herrschaftsgewalt des Hausherrn beinhaltet. Das Haus nämlich bildete seit dem Mittelalter die Grundlage der Verfassung.³ In diesem Kontext ist auch das Züchtigungsrecht des Hausherrn gegenüber Familie und Angestellten zu verstehen. Bezogen auf das Schicksal von Josepha Kählin erklärt sich damit ihre gesellschaftliche Ausgrenzung, nach einem, aus damaliger Sicht, durch die Schwangerschaft bedingten schändlichen Verhalten. Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts änderten sich mit dem Überhandnehmen der bürgerlichen Familienideologie und in deren Folge der Auflösung des «ganzen Hauses» die Lebensumstände für Hausangestellte. Eine klare soziale Distanz zwischen Dienstboten und Herrschaften wurde propagiert, und aus den Mägden wurden Dienstbotinnen.

In der Stadt Baden veränderten sich wie vielerorts durch den Einzug der Industrie vor allem Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts die gesellschaftlichen Strukturen. Dieser Wandel zeichnete sich auch deutlich im Stadtbild ab. Die Grenzen der mittelalterlichen Stadt wurden zu eng, weshalb die neu zuziehende Unternehmerschicht sich ausserhalb der Altstadt ansiedelte. Hier konnte der Bau eines mehr oder weniger herrschaftlichen Sitzes mit grosszügigem Umschwung gewährleistet werden. In diesen Unternehmerhaushalten wurde eben dieser repräsentative Lebensstil gepflegt, der die Beschäftigung von Dienstbotinnen und Dienstboten erforderte. Als Beispiel hierfür kann das Hauswesen von Sidney und Jenny Brown-Sulzer in der Villa Langmatt an der Römerstrasse dienen. Zur Zeit, als in der «Langmatt» die drei Söhne von Sidney und Jenny Brown grossgezogen wurden, waren zeitweise bis zu acht Angestellte beschäftigt: drei Gärtner, eine Gouvernante, eine Köchin, ein Chauffeur und zwei Zimmermädchen. Eine Wäscherin und eine Büglerin kamen auf die Stör. Vergleichbare Verhältnisse waren in anderen grossbürgerlichen beziehungsweise industriellen Haushalten in Baden anzutreffen.

Doch beschränkte sich das Dienstbotenwesen nicht allein auf die Grossbürgerhaushalte. Mit dem Aufkommen der bürgerlichen Kleinfamilie, die dem bürgerlichen Familienideal nacheiferte, war Hausarbeit für die Bürgersfrau verpönt. Vor der Öffentlichkeit hatte sie den Müssigang zu praktizieren.⁴ Unter diesen Voraussetzungen erhielt das Dienstbotenwesen auch von dieser Seite Aufschwung. Obwohl die Arbeitsbedingungen hart und unattraktiv, die Stellung absolut rechtlos⁵ waren, zog es doch viele Frauen aus ländlichen Gebieten in die Städte. Für sie war es die einzige Möglichkeit, sich dem Zugriff der eigenen Familie bis zu einem gewissen Grad zu entziehen und finanzielle Selbständigkeit zu erlangen. Daneben übten die Städte eine grosse Anziehungskraft aus, weil die jungen Frauen hofften, hier eine Stellung bei feineren Leuten zu finden und mehr verdienen zu können. Auch lockte zusätzlich das aufregende Leben in den Städten und möglicherweise die Hoffnung auf eine «gute Partie». Bereits nach 1860 änderten sich diese Verhältnisse, weil es in den ländlichen Gebieten für Frauen vermehrt industrielle Arbeitsplatzangebote gab. Obwohl auch die Industriearbeit nicht die leichtesten Arbeitsbedingungen zu bieten hatte, erschien sie doch vielen jungen Frauen attraktiver.⁶ Auch wurden sie nicht selten von ihren Familien in dieser Entscheidung unterstützt, denn auf diese Weise blieben sie der Familie nebenberuflich als Arbeitskraft erhalten. Die allzu grosse Abhängigkeit vom Arbeitgeber mochte der entscheidende Punkt sein, wieso das Dienstbotenwesen an Attraktivität einbüsste. Durch das Abwandern der Frauen in die industriellen Berufe war im Dienstbotenbereich die Nachfrage bald einmal grösser als das

• Die Ursachen der Dienstbotennot. •



Karikatur aus der Zeitschrift
«Der Neue Postillon» von
1908, die sich kritisch zur
Dienstbotenfrage um die
Jahrhundertwende äussert.
(Sozialarchiv Zürich)

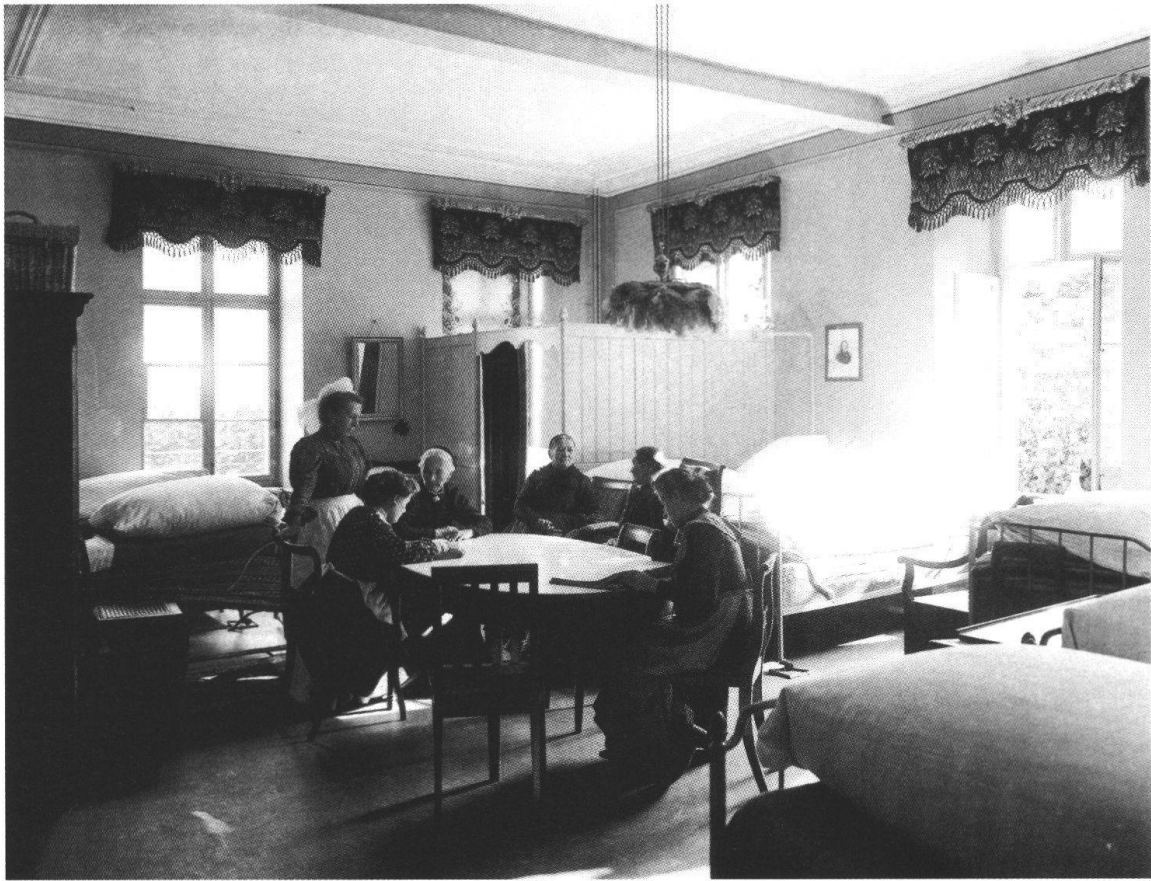
Angebot, so dass dieser Mangel an Arbeitskräften mit Ausländerinnen behoben wurde.⁷

Arbeits- und Lebensbedingungen

Die Arbeitsbedingungen der Dienstbotinnen waren sehr hart, nicht zuletzt auch, weil das Personal dem Willen der Herrschaften völlig ausgeliefert war und es bis weit ins 20. Jahrhundert hinein keine gesetzlichen Grundlagen für das Dienstbotinnenwesen gab. Dadurch fehlte den Dienstbotinnen auch eine Anlaufstelle, wo sie notfalls Klagen hätten einreichen können. Zu den harten Arbeitsbedingungen zählte die übermässig lange Arbeitszeit, die charakteristisch für diesen Beruf war. Dienstbotinnen hatten zu jeder Tages- und Nachtzeit für ihre Herrschaft bereit zu sein. Je grösser die Haushaltung war, desto grösser war auch die Spezialisierung unter den Angestellten, was zu einer geringeren Belastung für die Einzelnen führte.

Da die «Haltung» von Dienstbotinnen und Dienstboten in bürgerlichen Kreisen als standesgemäss galt, wurde nicht selten auch Personal in Haushalten eingestellt, die es sich eigentlich gar nicht leisten konnten. Die Folge davon waren oft schlechte Lebensbedingungen, weil in diesem Bereich gespart werden konnte, ohne dass die Umwelt davon Notiz nahm. Zu miserablen Wohnverhältnissen wie zugigen Abstellkammern auf dem Dachboden kam schlechte und ungenügende Kost dazu. Was den Dienstbotinnen zusätzlich zu schaffen machte, war die soziale Isolation, die von den Herrschaften in vielen Fällen gefördert wurde.⁸ Schwierig zu vollziehen war dies nicht, denn die Arbeitszeiten und die Arbeitsbelastung erlaubten beinahe keine Freizeit. Trotzdem versuchten die Arbeitgeber, weitere soziale Kontakte zu unterbinden, um das Verbreiten irgendwelcher intimer Informationen über das Familienleben zu verhindern. Einerseits war die «Dienstbotenhaltung» standesgemäss, doch sie verunmöglichte andererseits die absolute Wahrung der Intimsphäre als eines der grossen bürgerlichen Ideale.⁹ Dem Dienstpersonal hingegen wurde oft keine Privatsphäre zugestanden. So fühlte sich die Herrschaft in gewissen Fällen ohne weiteres legitimiert, die Privatpost der Angestellten zu öffnen oder deren Zimmer zu durchstöbern. Die soziale Distanz zu den Herrschaften unterstützte die hohe psychische Beanspruchung der Dienstbotinnen. In manchen Dienstverhältnissen raubte man den Dienstbotinnen gar ihre persönliche Identität, indem man ihnen irgend einen beliebigen Namen gab.¹⁰

Die Dienstbotinnen konnten sowohl den Launen und Machtspielen der Hausfrau wie auch den sexuellen Belästigungen des Hausherrn ausgesetzt sein. Die Konsequenzen sexueller Übergriffe bei Schwangerschaft hatten die Mädchen meist selbst zu tragen. Sie verloren ihre Stelle und hatten gleichzeitig für ein Kind



Ein eher seltener Anblick bietet uns diese Ansicht einer Zimmerstunde der Dienstmädchen in einem der Bäderhotels, 1907. (Sammlung Historisches Museum Baden)

zu sorgen.¹¹ Auch die Urheber der Schwängerungen scheinen sich vom frühen zum späteren 19. Jahrhundert zu wandeln. Waren es im frühen 19. Jahrhundert Männer aus der gleichen sozialen Schicht, nahm die Schwängerung von Dienstbotinnen durch Männer aus der Oberschicht, meist den Dienstherrn oder dessen Söhne, im Verlaufe des Jahrhunderts überhand.

Diese schwierigen Bedingungen mochten viel dazu beitragen, dass Dienstbotinnen die Stellen wechselten, was seitens der bürgerlichen Frauen mit einer Prämierung für treue Dienste aufgefangen werden sollte. So lockte auch das Marienheim Baden mit Treueprämien, welche an der Christbaumfeier als Anerkennung eines «treuen Pflichtgefühls» für «wenigsten fünf Jahre treuen Dienst bei der nämlichen Herrschaft» mit Diplom überreicht wurden.

In grossbürgerlichen Haushaltungen gab es häufiger Dienstbotinnen und Dienstboten, die ein Leben lang im selben Haus dienten. Auch in Baden sind solche Beispiele in der Villa Boveri und in der Villa Langmatt anzutreffen. Walter Boveri junior berichtet hierzu: «Eine wesentliche Ausnahme machten aber zwei Menschen, die ihr ganzes Leben hindurch unserer Familie die Treue hielten und daher als zu ihr gehörig betrachtet wurden. Da war einmal Marie, als Stubenmädchen schon bei meiner Mutter an der Badstrasse in Dienst getreten. Sie war gross, schlank und trug eine Stahlbrille. Streng dreinschauend überwachte sie alle Einzelheiten des Haushaltes, bis plötzlich ein Schimmer von Güte oder ein feines Lächeln über ihr Gesicht huschte, ihr wahres Wesen offenbarend. Während eines halben Jahrhunderts waltete sie in unserer Villa und hat diese schliesslich wenige Jahre nach dem Tode beider Eltern geschlossen, als der dortige Betrieb endgültig aufgelöst wurde. Sie stammte aus einer Bauernfamilie im Dorfe Othmarsingen und hat sich in hohem Alter nach Abschluss ihres Lebenswerkes dorthin zurückgezogen, den Rest ihrer Tage mit ihren reichen Erinnerungen zubringend. Sie war wohl die treueste Freundin meiner Mutter und nahm allezeit hilfsbereit an allen Freuden und Leiden unseres Hauses teil. Als Kinder nannten wir sie «Moi», ein Name, der ihr auch später geblieben ist. Auf fast sämtlichen Reisen begleitete sie uns, und mit ihrem nie ermüdenden, ruhigen, freundlichen und festen Auftreten brachte sie es fertig, alle die kleinen Schwierigkeiten und Ärgernisse von uns fernzuhalten, die leichte Aufregung und schlechte Laune hätten herbeiführen können. Jede Arbeit, die sie in die Hände nahm, verlief zielsicher und mit Selbstverständlichkeit. Später, als wir von Zuhause fort kamen, war sie meiner Mutter behilflich, uns auszurüsten, und nie entging dabei irgendetwas ihrer sorgenden Aufmerksamkeit. Ob unsere Eltern, ob wir Kinder krank waren, stets hat sie uns liebevoll in unaufdringlicher Weise gepflegt. Immer wenn man sie brauchte, war sie da, und ich glaube, es gab keinen Tag, an dem sie nicht auf ihrem Posten gewesen wäre. Später, als sich unser



Küche im Hotel Schwanen um 1924. Arbeitsstellen, die eine spezialisierte Tätigkeit, wie hier die Arbeit als Köchin, ermöglichten, waren sehr gesucht, weil sie einerseits besser bezahlt waren und andererseits auch eine geringere Belastung bedeuteten. (Sammlung Historisches Museum Baden)

Haushalt durch gesellschaftliche Verpflichtungen und längere Besuche von Verwandten ständig ausdehnte, übernahm sie, obwohl ununterbrochen mit Hausarbeit beschäftigt, mehr die Obliegenheiten einer Haushälterin. Viele Menschen und deren Schicksale zogen im Laufe der Jahre an ihr vorüber und formten sie zu einer hervorragenden Menschenkennerin. Selbst stets zurückhaltend, beobachtete sie die anderen mit fein geschärftem Blick, doch blieb ihr Urteil jederzeit nachsichtig, und nie habe ich ein Wort übler Nachrede aus ihrem Munde vernommen. Wäre sie vom Schicksal als Fürstin in die Welt gesetzt worden, sie hätte ihre Rolle nicht mit grösserer Würde spielen können; ob sie dabei glücklicher gewesen wäre, mag allerdings bezweifelt werden.»¹²

Dieser Bericht zeigt aus der Sicht eines Fabrikantensohnes, dass langjährige Angestellte bisweilen das Familienleben mitgestalten konnten und Wertschätzung erfuhren. Ein Erfahrungsbericht der besagten Moi ist aber leider nicht bekannt. So wie keine Klagen ausgenützter Dienstboteninnen überliefert sind, weil keine Anlaufstellen existierten, so gibt es auch kaum Selbstzeugnisse von Dienstbotinnen, die als Freundinnen und gute Geister bezeichnet wurden und dennoch jeden Tag auf dem Posten sein mussten.

Anmerkungen

¹ Gerhard, Ute: Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Recht der Frauen im 19. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 1978, 51.

² Artikel Restaino im vorliegenden Werk.

³ Brunner, Otto: Vom ganzen Haus zur Familie. In: Rosenbaum, Heidi (Hg.): Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen. Frankfurt a.M. 1978, 86f.

⁴ Pesenti, Yvonne: Beruf: Arbeiterin. Soziale Lage und gewerkschaftliche Organisation der erwerbstätigen Frauen aus der Unterschicht in der Schweiz, 1890–1914. Zürich 1988, 128.

⁵ Bochsler, Regula; Gisiger, Sabine: Dienen in der Fremde. Dienstmädchen und ihre Herrschaften in der Schweiz des 20. Jahrhunderts. Zürich 1989, 45.

⁶ Ebenda, 13.

⁷ Ebenda.

⁸ Ebenda, 146f.

⁹ Ebenda, 92f., 220f.

¹⁰ Ebenda, 130.

¹¹ Ebenda, 104ff. und Pesenti, 140.

¹² Boveri, Walter: Ein Weg im Wandel der Zeit. Jugendjahre, München 1964, 58ff.